

Die Familie Sheridan – „In America“ *Beziehungskultur als Lebenskunstwerk*

In America

(Originaltitel: In America) Irland/Großbritannien, 2002. Regie: Jim Sheridan. Buch: Jim Sheridan, Naomi Sheridan, Kirsten Sheridan. Kamera: Declan Quinn. Musik: Gavin Friday, Maurice Seezer. Schnitt: Naomi Geraghty. Produktion: Jim Sheridan, Arthur Lappin. Darsteller: Samantha Morton (Sarah), Paddy Considine (Johnny), Djimon Hounsou (Mateo), Sarah Bolger (Christy), Emma Bolger (Ariel), Ciaran Cronin (Frankie)

Kurzkritik:

Eine irische Familie immigriert in die USA, um sich eine neue Existenz aufzubauen, doch der Neuanfang ist überschattet vom tragischen Tod des jüngsten Kindes. Nach anfänglichen Schwierigkeiten beginnt die Familie, langsam in New York Fuß zu fassen und den Weg in ein glückliches Leben zu finden. Eine sehr persönliche, von der Autobiografie des Regisseurs inspirierte Immigrantengeschichte. Die ausgezeichneten darstellerischen Leistungen sowie die fesselnde visuelle Umsetzung verdichten das hervorragende Drehbuch zu einem Film, der lange nachwirkt und zur Reflexion über die Themen Tod, Familie und Heimat anregt. (Lexikon des Internationalen Films)

Der Film „In America“ von Jim Sheridan eignet sich ganz besonders gut, den Zusammenhang von Kunst und Leben, vom Leben als einem Gesamtkunstwerk, das wir schöpferisch mitgestalten können, zu verdeutlichen.

Gleich auf verschiedenen Ebenen finden sich hier Beispiele für die erstaunliche Nähe und innere Verbindung eigener Erfahrungen mit dem Wunsch und den Fähigkeiten des Menschen, ihnen auch auf angemessene Weise schöpferischen Ausdruck zu verleihen.

Zudem offenbart eine tiefenpsychologische Auseinandersetzung mit der Dynamik der Entstehung des Films - den mehr oder weniger bewussten Formen der Bewältigung eines traumatischen Erlebens in der Vergangenheit dieser irischen Familie - zugleich das Medium Spielfilm für dessen Autor(en) und nahezu alle bei der Realisierung dieses Projekts Beteiligten als einen bedeutsamen Bewusstwerdungs- und Befreiungsprozess.

Eine ganz ähnliche Wirkung entfaltet sich zugleich potenziell für alle Zuschauer dieses Films, sofern es ihnen gelingt, sich möglichst aufmerksam, empathisch und übertragungsbereit auf dessen Geschichte einzulassen.

Gerade weil „In America“ so überaus authentisch, stimmig und wahrhaftig inszeniert ist, weil die Personen hinter und vor der Kamera ihre persönliche, ebenso leid- wie liebevolle Entwicklungsgeschichte mitzuteilen und darzustellen versuchen, um sie auf diese Weise nachhaltig verarbeiten zu können und zugleich der Öffentlichkeit ein ermutigendes Beispiel gemeinsamer Leidbewältigung anzuvertrauen, gelingt es dem Zuschauer wie von selbst, spielend leicht sozusagen, in das Leinwandgeschehen hineingezogen zu werden und mit den Protagonisten der Geschichte im Film auch seine eigene zu fühlen und zu bedenken.

Die Geschichte des Films basiert auf tatsächlichen Begebenheiten in der Autobiographie des Regisseurs Jim Sheridan. Er ist 1981 selbst zusammen mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern illegal in die USA - nach New York - immigriert, um dort sein Glück im Filmgeschäft zu versuchen.

Das Drehbuch zum Film entstand in Zusammenarbeit mit seinen Töchtern, Naomi (*1972) und Kirsten Sheridan (*1976), und verbindet die Erinnerungen der Familienmitglieder an tatsächliche Ereignisse jener Zeit mit fiktionalen Elementen.

Im wirklichen Leben war es nicht Sheridans Sohn, der an einem Gehirntumor starb, sondern sein kleiner Bruder Frankie, dem „In America“ gewidmet ist.

Frankie heißt in der Filmerzählung der verstorbene kleine Sohn von Johnny und Sarah (die Jim und Fran Sheridan im Film verkörpern) - beziehungsweise der kleine Bruder von Christy und Ariel, wie die Sheridan-Töchter im Drehbuch heißen. Naomi, die ältere (im Film Christy), war damals 10 Jahre alt, ihre jüngere Schwester Kirsten (im Film Ariel) 5 Jahre.

Wunderbarerweise fanden sich für die Verfilmung des Stoffes zwei wirkliche Schwestern, Sarah (*1991) und Emma Bolger (*1996), die während der Dreharbeiten in genau dem Alter der Sheridan-Töchter im Jahr 1981 waren.

Bereits 1990, als Sheridan seinen überaus erfolgreichen, vielfach preisgekrönten Film „Mein linker Fuß“ (1989) über den Maler Christy Brown verwirklicht hatte, regte er seine damals 19 und 14 Jahre alten Töchter dazu an, ein Drehbuch über ihre Kindheitsjahre in Amerika zu schreiben.

Für die Realisierung ihres Film-Projektes „In America“ arbeitete die Familie dann intensiv in New York (zum Teil an Originalschauplätzen) zusammen, und alle drei Töchter haben früher oder später wie ihr Vater für den Film zu arbeiten begonnen: als Autorinnen ebenso wie vor und hinter der Kamera.

Tess, die jüngste, kam erst in New York zur Welt (wo sie heute vor allem als Lehrerin arbeitet) - kurz nach ihrer dramatisch verlaufenen Geburt endet der Film.

Die besondere, zutiefst melancholische und melodramatische Atmosphäre des Films beruht auf der tatsächlich durchlebten Erfahrung dieser Familie, ihres nicht abgeschlossenen, sondern Jahre später noch dieses Drehbuch befördernden Trauerprozesses. Dessen innere Dringlichkeit überträgt sich bereits mit der Anfangssequenz auf den Zuschauer, als sich bei der Befragung durch den Grenzbeamten die Spannung zwischen Verdrängung und Offenlegung der in dieser Geschichte wesentlichen existenziellen Wahrheit - des verstorbenen *dritten* Kindes dieser Familie - vermittelt.

Zugleich beginnt für den Regisseur - der auf die Interview-Frage: „Wie autobiographisch ist dieser Film?“ geantwortet hat: „Er ist zu 90 Prozent wahr“ - und seine beiden Co-Autorinnen ein bedeutsamer „Rollentausch“, der für einen Zuschauer im Kino gar nicht ersichtlich wird und sich erst aus der realen Lebensgeschichte der Familie erschließt.

Erzählt und veranschaulicht wird uns in einer ungeheuer authentisch und glaubwürdig inszenierten Ausdrucksweise - in der die Protagonisten, insbesondere die Kinder, eher ihr Leben zu dokumentieren scheinen, als Rollen in einem Film zu spielen - die tiefe, anhaltende emotionale Erschütterung durch ein unbewältigtes Trauma.

Dessen weitgehend unbewusste, weil viel zu lange von allen „tot“ geschwiegene Dramatik, drückt als unsägliche Last auf die Stimmung der Familie und jedes einzelnen ihrer Angehörigen, die sich in ihrer jeweiligen Rolle einzurichten versucht haben, ohne dadurch der Wahrheit des Vergangenen näherkommen zu können, geschweige denn, dessen Leid anzunehmen, zu teilen und womöglich zu integrieren.

Indem die tatsächlichen Ereignisse aus der Biographie von Jim Sheridan und seiner Familie schließlich gemeinsam mit seinen Töchtern abgeändert wurden und der Zuschauer diesen Eindruck einer noch offenen, nicht lange zurückliegenden „Wunde“ bekommt - als seien die Ereignisse um den schmerzlichen Verlust des Kindes vielleicht sogar der endgültige Anlass für die Auswanderung gewesen -, entsteht noch einmal eine ganz andere Intensität und Übertragbarkeit für den aufnahmebereiten, empathischen Zuschauer.

In Wirklichkeit reichte das Ereignis vom frühen Todes seines Bruders Frankie Sheridan in das Jahr 1967 zurück, als Jim bereits 18 Jahre alt war. Und es war sein eigener Vater, Peter Sheridan, der den Schmerz über den Tod seines jüngsten Sohnes mit Arbeit zu betäuben versuchte und dadurch noch den Trauerprozess für seine Kinder und Enkelkinder und deren Familie so schwer bis unmöglich machte.

Sheridan erklärt in seinem begleitenden Kommentar, dass er versucht hat, im Film einerseits diese frühen Jahre in New York zu erinnern - ganz wesentlich eben mit Hilfe und aus der Perspektive seiner Töchter -, doch zugleich noch einmal die Geschichte seiner Jugend und das Verhältnis zu seinen Eltern zu beschreiben. Johnny wird im Film also zum Alter Ego seines Vaters Peter, den er als Jünglicher in seinem Schmerz kaum erreichen konnte.

Und zugleich ist er im Film mit Christy als seiner ältesten Tochter identifiziert, aus deren Perspektive die Geschichte der Einwanderung der Familie Sheridan erzählt wird.

So beschreiben die Töchter jetzt nicht mehr nur ihre abenteuerlichen Erfahrungen der frühen Jahre in New York, sondern eben auch aus der Perspektive ihres Großvaters Peter den schmerzlichen Trauerprozess um dessen verlorenen Sohn Frankie, der sich über ihren Vater Jim und dessen ungelöstes inneres Drama auch damals noch auf die junge Familie Sheridan in New York auswirkte.

Aus der Quelle dieses frühen Leidens speiste sich also offenbar nicht nur die Kreativität der Familie Sheridan seit je - schon der Großvater war in Dublin als Schauspieler und Theaterregisseur tätig gewesen und hatte seinen Kummer über den frühen Tod des Sohnes vor allem durch Arbeit zu betäuben versucht -, sondern bis hin zu diesem schöpferischen Prozess einer gemeinsamen Leidbewältigung, bei dem die aus unterschiedlicher Perspektive betroffenen Familienmitglieder sich und ihre Psychodynamik in eine öffentliche Filmerzählung einbringen konnten, übertrug sich dieser so authentische wie heilsame Prozess spürbar auf alle am Film Beteiligten.

Insbesondere auf die vier Hauptdarsteller der Geschichte - beziehungsweise fünf, denn der an Aids sterbende Mateo wird darin zu einer Schlüsselfigur der Leidbewältigung.

Und zuletzt überträgt sich jene Kur des gemeinschaftlichen Projektes durch die unglaubliche Ausstrahlungskraft dieses Filmkunstwerkes potenziell auf jeden einzelnen aufmerksamen Zuschauer (falls der nicht gerade seinerseits ein akut schmerzliches Drama abwehren muss).

Der geniale Einfall, seine Film-Tochter Christy gleich von der ersten Szene an immer wieder mit einem Camcorder ihre Umgebung filmen und kommentieren zu lassen, ja zusätzlich damit aufgenommene frühere oder gerade entstehende Szenen in die Filmerzählung zu montieren, schaffen genau dieses Spannungsverhältnis zwischen Authentizität und beobachtender, nachdenklicher Distanz, die jeden künstlerischen Schaffensprozess begleitet und für den aufnahmebereiten Zuschauer so faszinierend erscheinen lässt.